

Mit einem solchen Urteil wird aber eher die eigene, ideologisch bedingte Befangenheit entlarvt, als daß grundsätzlich etwas zu diesem Buch und seinen Problemen gesagt würde.

Abschließend könnte man fragen, was die Weltrevolution der Jugend für die Kirche bedeutet hat oder bedeuten könnte. Mehnert kommt nur darauf zu sprechen, daß engagierte Gruppen an den Kirchen vorbei eine neue Religiosität zu entwickeln versuchen und daß die Kirchen für junge Menschen wenig anziehend sind, weil sie zu sehr mit ihren eigenen Problemen befaßt seien. Was aber die

Jugend sowohl an erfreulicher Verunsicherung wie an wegweisender Neuorientierung in diesen Jahren in die Kirchen gebracht hat, kennt Mehnert nicht. Zumindest unter dieser Rücksicht braucht das Buch eine Ergänzung².

Roman Bleistein SJ

¹ Klaus Mehnert, *Jugend im Zeitbruch. Woher – Wohin?* Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1976. 512 S. Lw. 29,80.

² Vgl. dazu: R. Bleistein, *Die jungen Christen und die alte Kirche* (Freiburg 1975).

Das Vermächtnis der Indianer

Das Stichwort „Indianer“ assoziiert sogleich jene dunkelhäutigen, geschmeidigen Gestalten der amerikanischen Prärie, die uns früh durch Cooper und andere vertraut wurden, uns die Lust am Abenteuer einpflanzten, bis wir sie, heranwachsend, belächelten und mit den Jugendbüchern vergaßen. Indessen tut man den Indianern unrecht, wenn man sie so herablassend behandelt. Sie sind die Vertreter einer archaischen Welt, Repräsentanten verlorengegangener Weistümer, und sie erschließen dem, der sich mit ihren Festen, Ritualen, Dichtungen beschäftigt, tiefe Aspekte des Seins. Diese Aspekte, neu und überraschend, sind zugleich uralt, aber sie wurden im Verlauf einer Entwicklung verschüttet, die sich ihrer Aufgeklärtheit rühmte und ihre Hoffnung allein auf die Ratio und deren Errungenschaften setzte.

Die ethnologischen Wissenschaften belehren uns hier eines anderen; freilich: wem sind ihre Forschungen zugänglich, wer kennt sich in ihren Archiven aus? Ethnologie: das weckt bei uns fast immer die Vorstellung, als geschehe dergleichen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Zweifellos bleibt es eine Besonderheit, wenn ein Ethnologe (ohne auf den gelehrten Apparat zu verzichten) durch die Ergebnisse seiner Forschung den Zeitgenossen gründlich beunruhigt – und wenn ihm dies in einer literarisch herausragenden Form gelingt, so handelt es sich um einen besonderen Glücksfall.

Diesen Glücksfall liefert uns der Amerikanist Werner Müller in einem keineswegs umfänglichen Werk über „Indianische Welterfahrung“¹. Zwar lassen sich derartige Erfahrungen, die im Magischen und Mythischen wurzeln, auch in anderen alten Kulturen machen; doch zeigen die Müllerschen Untersuchungen, wie lohnend es ist, sich auf einen bestimmten Kulturkreis wie den indianischen zu beschränken und von dort Brücken zur Moderne zu schlagen.

Wenn wir diesen Vergleich zweier Bewußtseinsebenen durchführen, so stoßen wir auf ein erschreckendes Ergebnis. Wir stellen fest, daß wir verloren haben, was immer verlorengehen konnte: den Duft der Dinge, das Geheimnis des Kosmos, die Fähigkeit zu Träumen und Visionen, die Wirklichkeit der Bilder, darüber hinaus eine urtümliche Frömmigkeit, aus der jede religiöse Ordnung hervorst wächst.

Die Indianer werden in diesem Buch als Kronzeugen angerufen gegen jene Bewußtseinswelt, die wir inzwischen installierten, und gegen das „europäische Denkgefängnis“, in das wir uns eingeschlossen haben. Man erinnert sich, wie hochmütig, arrogant wir im Zeichen des Logos gegen den Mythos zu Feld gezogen waren. Wir hatten mit den Hämmern des Logos den Mythos zerschlagen und seine Scherben wissenschaftlich präpariert. Wir vertierten die Bilder an die Begriffe, das Leben an

den Intellekt; immer wieder wird Goethe zitiert mit seiner „stillen Fruchtbarkeit der Anschauung“, die unwiderruflich verloren ging.

Wenn ich diese Alternativen zusammenstelle, so wird deutlich, in welche geistesgeschichtliche Landschaft Werner Müller gehört. Die Beziehungen zu Goethe, Novalis, Ludwig Klages sind offenkundig. Wir stoßen auf die antiaufklärerische Leidenschaft des wiederholten Gerhard Nebel, auch auf Ernst Jünger, bei dem geradezu von einer „Offenbarung des Archaismus“ gesprochen wird. Man gewahrt mit Überraschung, wie die Wurzeln solcher Dichter und Denker in die Zeit des Ursprungs hinabreichen und aus dessen unerschöpflichem Wasser gespeist werden.

Welches sind die charakteristischen Merkmale der indianischen Welterfahrung? Zunächst: Mensch und Schöpfung gehören zusammen, der Mensch ist im „Welthaus“ heimisch. Die Indianer waren entsetzt darüber, wie dieses Welthaus durch die Gier der Weißen ausgeraubt, zerstört wurde; ihre Klagen über die Perversion der Natur sind höchst zeitgemäß: „Die Weißen verderben unser Land, sie machen die ganze Natur seufzen. Sie schneiden die Kräuter mit langen Messern, sie verderben die Kräuter, und die Kräuter weinen. Sie töten die Bäume mit mörderischen Eisen, sie tun den Bäumen unrecht, und die Bäume weinen. Sie reißen die Eingeweide der Erde auf, sie tun der Erde weh, und die Erde weint. Sie vergiften das Wasser unserer klaren Flüsse und machen es trübe, die Fische sterben und weinen.“ Das ist ein Text, der jeden Umweltschützer entzücken müßte – aber gerade der Gedanke der Umwelt verbietet sich hier rigoros, er entstammt anderen, der mythischen Wirklichkeit fremden Zusammenhängen. „Der Indianer kennt keine Umwelt. Denn ‚Umwelt‘ ist ja ganz und gar vom Menschen her gedacht; die Welt als Hintergrund, aber erhaltenswert, soweit es der Nutzen des Menschen verlangt... Der Kontrast von indianischer Haltung und europäischem Egoismus liegt auf der Hand.“

Entscheidend bleibt nun, wie der Mensch diese Welt in sich aufnimmt; er filtert sie nicht durch Begriffe, sondern er versenkt sich in sie durch Anschauung. „Anschauendes Den-

ken“: das ist kein Widerspruch, sondern es bezeichnet die Offenheit für die Welt und ihre Bekundungen. Allein das anschauende Denken empfängt Offenbarungen, die dort unmöglich sind, wo der Mensch die Wirklichkeit zu seinem Objekt macht, sie rational beherrschen will. Das passive Denken entwickelt ein eigenes, hochempfindliches Sensorium, um den Duft der Dinge aufzunehmen, die Bilderschrift der Erscheinungen zu entziffern. Immer wieder spricht Müller hier von „Epiphanie“, einem Begriff, der uns aus der Religionsgeschichte geläufig ist. Im Akt der Epiphanie tritt das Außerordentliche, das Göttliche in unsere Wirklichkeit ein, verbirgt sich unter der Haut von Dingen und Menschen, wird warme atmende Gegenwart. Unaufhörlich ereignen sich in der archaischen Welt solche Epiphanien wie sanfte, erhellende Explosionen.

Hier freilich verbietet sich die Trennung von Außen und Innen, Idee und Erscheinung, Gott und Welt. Die indianische Erfahrung hat mit der theologischen wenig gemein, obwohl ihre religiöse Substanz nicht geleugnet werden kann. Der Indianer drängt zur kosmischen Einheit, in der er sich geborgen, aufgehoben weiß; er sucht nicht mehr hinter dem sinnlichen Reich nach absoluten Werten. Das farbige Gewand der Welt darf nicht als Sinnentzug abgetan werden. In welcher Weise der Mensch in diese Welt eingebettet, ein Teil von ihr ist (Mikrokosmos), zeigt sich schon bei der Geburt: „Die Omaha, ein Siouxvolk auf der Prärie, kündigen die Geburt eines Kindes dem gesamten Kosmos an: Sonne, Mond, Sterne, Winde, Wolken, Regen, Nebel, Hügel, Täler, Flüsse, Seen, Bäume, Gräser, Vögel, Vierfüßler, Würmer – alle werden mit Namen genannt und gebeten, das neue Leben geschwisterlich in ihre Mitte zu nehmen.“ Die „Patenschaft“ ist – so ließe sich sagen – auf das Universum übertragen. Dies ist eine Vision von großer Eindringlichkeit.

Die Indianer legen den größten Wert darauf, daß das Gleichgewicht der Welt – die kosmische Symmetrie – erhalten bleibt. Wo immer die Ratio das Übergewicht gewinnt oder der Mensch plündernd in seine Umgebung einbricht, die Welt zur „Umwelt“ degradierend, dort wird das Gleichgewicht zer-

stört. Alle Zivilisationskrankheiten müssen auf diesen Verlust des Gleichgewichts zurückgeführt werden. Das Elend der Neuzeit wird in der Klage eines Indianers zusammengefaßt: „Aber nun ist das Gesicht des Landes verwandelt und voller Trauer. Die lebenden Wesen sind dahin. Ich sehe das Land verwüstet, und mich drückt unsäglich Kummer. Manchmal wache ich nachts auf, und dann meine ich ersticken zu müssen unter dem Druck dieses fürchterlichen Gefühls der Einsamkeit.“

Die indianische Welterfahrung scheint, auf den ersten Blick, die christliche auszuschließen. Der Dualismus von Gott und Welt, Transzendenz und Immanenz verträgt sich kaum mit jener mythischen Geschlossenheit, der wir in den indianischen Texten begegnen. Diese Unvereinbarkeit beider Anschauungen wird von Werner Müller vertreten; eine gewisse Voreingenommenheit gegen das Christentum ist offenkundig. Ich bedaure, daß sich diese großartige Arbeit von solcher Animosität nicht hat freimachen können; wir wandeln hier – wen sollte es überraschen – durchaus auf den Spuren von Ludwig Klages. „Das delawarische Denken“ – so lesen wir bei Müller – „wendet sich an das innere Sehen und erreicht damit einen Grad von Verdichtung und Unmittelbarkeit, zu der sich keine theologische Gehirntätigkeit zu erheben vermag.“

Es bleibt eine ärgerliche Gewohnheit, den theologischen Intellektualismus, dem wir häufiger begegnen, der Theologie insgesamt anzulasten. Zwischen der christlichen Frömmigkeit und jener indianischen Welterfahrung, die Müller in seinem Buch entfaltet, bestehen durchaus unterirdische Beziehungen. Auch die christliche Frömmigkeit besitzt ein ursprüngliches Verhältnis zur archaischen Religiosität, aus deren Wurzeln sie sich immer wieder speisen, regenerieren muß. Sobald die Theologie zum intellektuellen Florett entartet, schließt sie sich zwangsläufig in jenes „europäische Denkgefängnis“ ein, dem mit gutem Grund die Abneigung unseres Autors gilt.

Kleine Phänomenologie der Religion (ich erinnere an die grundlegenden Arbeiten von Gerardus van der Leeuw und Leopold Ziegler) kann darauf verzichten, das Vorfeld des

Christentums zu untersuchen und eine Fülle von Beobachtungen aus den magischen, mystischen, mythischen Bereichen zusammenzutragen. Wenn man sie genau betrachtet – solche Betrachtung sprengt freilich den rationalen Zirkel und setzt gewisse divinatorische Fähigkeiten voraus –, gewahrt man bei allen theologischen Formeln und Begriffen dieses archaische Wurzelgeflecht, das ihnen anhaftet. Erst der vollkommenen Abstraktion mag es gelingen, das Geflecht zu entfernen und die Begriffe chemisch rein zu präparieren – mit dem Ergebnis, daß der Tod Gottes inzwischen ein Gemeinplatz wurde und wir uns in einer Welt aufhalten, die auf jeden numinosen Hintergrund verzichtet hat.

Müller spricht von „Kosmotheismus“. Ich halte diese Formel (die von Horst Hartmann entlehnt wurde) für unglücklich, weil sie das Verhältnis von Kosmos und Theos nicht näher bestimmt, sondern alles in der Schwebe läßt. Zwar scheint die indianische Welterfahrung – nach unserer Darstellung – in vielen Fällen Gott und Welt zu identifizieren; es gibt jedoch Ausnahmen, die im besonderen durch den Begriff der Epiphanie charakterisiert sind. Epiphanie bezeichnet die Erscheinung, aber auch den Einbruch des Göttlichen in die Welt; irgendein Mensch oder Ding werden durchscheinend für den transzendenten Hintergrund. Die Epiphanie wird also als ein besonderer Vorgang aus der profanen Umgebung herausgeschnitten, in ihr tritt ein ganz anderes, Außerordentliches zutage. Diese Bedeutung besitzt der Begriff im Urchristentum: Epiphanie meint die Erscheinung des Gottessohns in einer Welt, die von ihr nichts weiß und wissen kann. Der Hellenismus kennt die Epiphanie im entsprechenden Sinn.

Die Epiphanie hebt also den Kosmotheismus, soll heißen die völlige Vereinigung von Gott und Welt, auf und macht Offenbarung jederzeit möglich. In den Augenblicken der Epiphanie (deren es unzählige gibt) wird die Welt für ihren religiösen Grund transparent. Die Sehnsucht der Kreatur, von welcher der große Apostel gesprochen hat, erfüllt sich. Es handelt sich um eine Sehnsucht, die alle Homines religiosi miteinander verbindet.

Müllers Darstellung der indianischen Welt

ist ein Grabgesang, ein unwiderruflicher Abschied von Erkenntnissen und Visionen, zu denen wir den Schlüssel verloren haben. Ist das der Weisheit letzter Schluß? Wäre nicht auch die umgekehrte Folgerung möglich: daß die Meditation solcher indianischer Welterfahrung eine neue Bereitschaft erweckte für sub-

tile Einsichten, die für uns im letzten Viertel dieses Jahrhunderts wichtiger wären als eine Vielfalt gefeierter zivilisatorischer Errungenschaften?

Hans Jürgen Baden

¹ Werner Müller, *Indianische Welterfahrung*. Stuttgart: Klett 1976. 112 S. Kart. 16,-.